

St. Michaelskirche München 21. Oktober 2001 (29. Sonntag im Jahreskreis, Lukas 18, 1-18)

Prediger: P. Werner Schwind SJ

Jesus lehrt beten

Im Evangelium geht es ums Gebet und zwar ums beharrliche Beten. Was heißt eigentlich beten? Nicht bittend, dankend und lobpreisend „plappern wie die Heiden“ Mt 6,7, sondern sich in der Tiefe des Herzens angerufen wissen vom verborgenen, aber auch unausweichlichen Geheimnis Gottes. Auf diesen Anruf Gottes innerlich entsprechend antworten, sich dem Willen Gottes frei und offen zur Verfügung stellen. Wenn Jesus Gott Vater nennt, dann ist das nicht eine Erfindung Jesu. Vor ihm haben die Juden immer schon so gebetet. Als sie nämlich zur Erkenntnis kamen, es gebe nur einen und einzigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, waren sie aufgrund ihrer Glaubenserfahrungen davon überzeugt, dieser Schöpfer habe das Leben in sich selber, nicht von anderswo her. Er sei immer bei ihnen mit seiner Fürsorge, mit seinem Schutz und auch mit seinem Willen zu vergeben. Jesus übersteigert dies noch, indem er auffordert, uns in der Vertrauenshaltung eines Kindes an den „Abba“ zu wenden. Dabei unterscheidet er allerdings sehr wohl zwischen „meinem Vater“ und „eurem Vater“. Dies ist für uns eine Ermutigung. Wir können uns jederzeit dem Willen Gottes ausliefern; denn der Wille Gottes ist unser Heil. Für Jesus selber ist die wichtigste Gebetsbitte, das Reich Gottes vollende sich in seinem Kommen in die Welt. Friede und Gerechtigkeit sollen sich durchsetzen, vor allem für die Armen, Schwachen und Ausgegrenzten. Die Propheten hatten solches schon angemahnt, er selber ist beim Versuch, dies zu verwirklichen, scheinbar am Kreuz gescheitert. Aber er ist auferstanden. Das Reich Gottes will sich nun ausbreiten durch uns. In der Weitergabe der Botschaft Jesu sollen gläubige Menschen wie ein Sauerteig wirken, obwohl man heute versucht ist zu sagen, das Christentum sei weitgehend zu schal gewordenem Salz geworden.

Beharrliches Beten

Lukas hat das Gleichnis von der Witwe und dem Richter aufgezeichnet. Nach dem Weggang Jesu blieb die so heiß ersehnte, baldige und endgültige Rückkehr des auferstandenen Herrn aus. Von einer Gottesherrschaft auf Erden war wenig zu spüren. Es begann eine Zeit der Bewährung in Anfechtungen, Unsicherheit und Not. In solcher Situation sollten die Christen unablässig inständig beten, sie durften den Mut nicht verlieren, auch wenn sich nicht ihre durchaus berechtigten Wünsche unmittelbar erfüllten. Nur wer Angst und Einsamkeit echter Notlage am eigenen Leib erfährt, begreift schließlich die Notwendigkeit beharrlichen Betens. Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das mit Herz und Verstand Gott unmittelbar anzusprechen vermag. Aber bittend, dankend und lobpreisend kann er Gott über sich verfügen lassen, er kann nicht Gott beibringen, was nach unsrer Meinung das Beste für uns sei, und ihn zum sofortigen Eingreifen veranlassen. Jesus weist nach Mt 6,30 darauf hin „wenn aber Gott schon das Gras so prächtig kleidet, das heute auf dem Feld steht und morgen ins Feuer geworfen wird, wieviel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen! Macht euch also keine Sorgen und fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? Denn um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr das alles braucht. Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.“ Auch sollte uns das scheinbare Schweigen Gottes nicht irritieren. Gott ist der verborgene ganz Andere, der uns trotzdem am nächsten ist. Er gibt nicht immer, was wir wollen, sondern das, was wir brauchen. So sollten wir das bekannte Sprichwort verstehen „der Mensch denkt, Gott lenkt“. Das Gleichnis von der Witwe und dem Richter will zum Gebet des Vertrauens bewegen. Gott respektiert auf der einen Seite unsre Freiheit, zwingt uns zu nichts, ist aber bei uns mit seinem Geist. Er gibt Anregungen und Kraft, um mit den Belastungen des Lebens fertig zu werden. „Sollte Gott seinen Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm schreien, nicht zu ihrem Recht verhelfen?“ heißt es in einer alttestamentlich anmutenden Sprechweise (Lc 18,7)

Christen als Weggefährten

Wenn wir die Welt von heute anschauen, die nicht schlechter ist als die früherer Zeiten, gibt es zunächst die ganz und gar „Glaubenstreu“. Nur sind diese oft blind gegenüber den Zeichen der Zeit, sind sich nicht der Probleme bewußt, die unbedingt gelöst werden müssen. Es gibt dann heute in zunehmendem Maß solche, die „hungern und dürsten“ nach einem ehrlichen Leben aus Gott, aber weniger nach der Kirche, wie sie sich derzeit darstellt. Sie verdienen in ihrer Gewissensfreiheit und in ihrem ersten Selbstbewußtsein mit Recht, ernstgenommen zu werden. Daneben zeigen sich Gleichgültige, satt und skeptisch, kaum interessiert an der Frage nach dem Sinn des Daseins. Aggressiv gegen über Religion und Kirche Eingestellte bilden eine Minderheit, finden aber in den Medien ein viel beachtetes Echo. Nicht alle, die Atheisten zu sein vorgeben, verweigern sich tatsächlich in ihrem Innern Gott. Man kann Gott, in dem wir uns „bewegen, leben und sind“ (Apg 17,28) nicht davonlaufen. Schließlich sind wir alle durch die neue Freiheit, die sich uns anbietet, irgendwie überfordert. Allen aber, die Orientierung suchen und den Anfechtungen der Welt ausgesetzt sind, muß die Kirche - das sind wir - Weggefährte sein, dass ihnen das Leben und der Weg zu Gott gelingt. Dazu braucht es Menschen, an deren innerer Überzeugung und Haltung sie sich aufrichten können. Dies gelingt nur, wenn unser eigener Weg zu Gott vom Gebetsleben gestützt wird, das ehrlich und echt ist, das nicht wieder in selbstauferlegte Zwänge hineinführt. Am Ende des Evangeliums heißt es „wenn aber der Menschensohn kommt, wird er dann noch auf Erden Glauben finden?“ Der Auferstandene ist schon mitten unter uns als Weggefährte der an ihn Glaubenden. Sind wir als wahrhaft betende Menschen auch Weggefährten für die andern?

P. Werner Schwind SJ, w.schwind@jesuiten.org]